



HAL
open science

Nietzsche und die homerische Frage. Eine Auseinandersetzung auf Umwegen

Carlotta Santini

► **To cite this version:**

Carlotta Santini. Nietzsche und die homerische Frage. Eine Auseinandersetzung auf Umwegen. Hans-Peter Anschütz; Armin Thomas Müller; Mike Rottmann and Yannick Souladié. Nietzsche als Leser, De Gruyter, pp.241-260, 2021, 9783110657708. 10.1515/9783110660944 . hal-03467996

HAL Id: hal-03467996

<https://ens.hal.science/hal-03467996>

Submitted on 5 Dec 2023

HAL is a multi-disciplinary open access archive for the deposit and dissemination of scientific research documents, whether they are published or not. The documents may come from teaching and research institutions in France or abroad, or from public or private research centers.

L'archive ouverte pluridisciplinaire **HAL**, est destinée au dépôt et à la diffusion de documents scientifiques de niveau recherche, publiés ou non, émanant des établissements d'enseignement et de recherche français ou étrangers, des laboratoires publics ou privés.

Carlotta Santini

Nietzsche und die homerische Frage

Eine Auseinandersetzung auf Umwegen

Abstract: Nietzsche and the Homeric Question. A confrontation by way of detour. In this article I will take a brief look into the complex source network of Nietzsche's *Philologica*, which allows us to assess Nietzsche's engagement with the famous Homeric question. I will focus on Nietzsche's critique of Friedrich August Wolf. Nietzsche emphasized the blind spots in Wolf's interpretation of the Homeric Poems showing the friction between a preconceived idea of the work of composition shaped by writing on the one hand and the recognition of the real potential of an oral culture on the other. For this, Nietzsche needed a rather unusual critical tool: the book of a young philologist from Copenhagen, Frederick Nutzhorn. Nutzhorn's critical commentary on Wolf's *Prolegomena* of 1869 may be immature in some respects, but this does not substantially detract from the recognition of its cleverness and brilliance.

1 Vorwort

In diesem Artikel möchte ich einen kurzen Blick auf das komplexe Quellennetzwerk der *Philologica Nietzscheana* werfen, der es uns ermöglicht, die Auseinandersetzung Nietzsches mit der berühmten homerischen Frage einzuschätzen. Ich beabsichtige mit diesem Beitrag weder einen Forschungsbericht noch eine Auflistung der Quellen, auf die Nietzsche sich stützt, um sein Argument vorzubringen.¹ Ich werde mich auch nicht auf die Nachwirkung dieser Quellen in Nietzsches Werk konzentrieren – eine Herangehensweise an die Quellenforschung, die ich in anderen Veröffentlichungen und Vorträgen verfolgt habe (vgl. Santini 2012; 2014; 2017). In diesem Beitrag möchte ich hingegen den umgekehrten Weg einschlagen. Ich beabsichtige, auf der Grundlage von Nietzsches Quellen ein Bild seines kulturellen Hintergrunds zu entwerfen. Im Spiegel dieser Quellen – die im Panorama der Kultur, die den Jahrhunderten widersteht, oft nur geringfügig zu sein schei-

¹ Dafür gibt es Raum in der neu kommentierten Ausgabe der *Philologica Nietzscheana*, die 2020 bei Les Belles Lettres Verlag erscheinen wird. Dieser Artikel wird im Rahmen eines Marie-Curie-Projekts (MYTH – 842513) veröffentlicht.

nen – zeigt sich Nietzsche als integraler Bestandteil einer Debatte, die ihm voraus- und über ihn hinausgeht und in der er sich als Teilnehmer und Kritiker bewegt.

2 Die homerische Frage

In der berühmten Antrittsvorlesung *Homer und klassische Philologie* (HkP, KGW II/1, S. 253) sowie in zwei Sektionen der *Vorlesungen über die Geschichte der griechischen Literatur* (GGL, KGW II/5, S. 41–42, 294–295) spricht Nietzsche direkt einige der theoretischen Hauptkerne der homerischen Frage an. Die homerische Frage stellt eine der wichtigsten Fallstudien für die Analyse der Zusammenhänge der mündlichen Überlieferung in der Antike dar. Seitdem Friedrich August Wolf hervorgehoben hatte, wie zentral die Mündlichkeit für die ersten Jahrhunderte der Überlieferung der Gedichte war, bis Milman Parry auf der Grundlage der Zusammensetzung, Aufführung und Übertragung der Gedichte herausarbeiten konnte, welche mnemonischen Strategien in der Frühzeit angewandt worden sein mussten, hat die klassische Philologie mit einem internen Paradox zu kämpfen. Die mündliche Kultur, die ursprünglich die homerischen Gedichte produzierte und übertrug, beruhte zunächst auf der Erinnerung: „Ces poèmes restent longtemps écrits seulement dans la mémoire des hommes“ (Rousseau 1780–89, S. 355–356).

Wie diese Aussage von Rousseau eindrucksvoll veranschaulicht, ist das erste Paradox dasjenige eines nicht geschriebenen Textes, eines immateriellen Schreibens allein im Medium des Gedächtnisses. Mit dem Aufkommen der Schrift, die die mündliche Überlieferung allmählich ersetzte, wurde aus der Erinnerung geschriebener Text. Das Paradox, so Nietzsche, liegt in der Tatsache, dass die Philologie die nach Jahrhunderten längst nicht mehr lebendige Erinnerung ersetzen muss, und zwar nicht nur in Bezug auf die schriftliche Tradition, wo dies ganz legitim wäre, sondern auch und vor allem, wenn es um das Feld der mündlichen Überlieferung geht. Da der mündliche Ursprung der homerischen Gedichte nur durch Geschriebenes zugänglich ist, ist die Philologie gezwungen, das gesprochene Wort im schriftlichen Text zu suchen. Die Philologie muss also zu einer *Philologie des Gedächtnisses* werden und dazu dessen Techniken verstehen und sich aneignen. Für Nietzsche ist dieses Übergreifen des Philologen in das Reich der Erinnerung sicherlich äußerst produktiv, aber auch ein Vorbote gefährlicher Verfahrensverstöße und methodischer Inkonsistenzen.

Nun ist der Wandel, den dieses Paradox nicht nur in der Perspektive, sondern auch in den philologischen Verfahren provoziert, nie vollständig von der Disziplin der klassischen Philologie übernommen worden. Obwohl es viele Versuche ge-

geben hat,² die mündliche Dimension der homerischen Gedichte zu erforschen, hat sich die tief verwurzelte Überzeugung gehalten, dass nur eine Kritik der textuellen Tradition, d. h. des geschriebenen Textes, tatsächlich in der Reichweite des klassischen Philologen liege und damit legitim sei. Bereits Wolfs Hauptwerk, die *Prolegomena ad Homerum* (1795), kündigt von den Schwierigkeiten eines klassischen Philologen – der ja laut Nietzsche eine hochliterarische Kultur vertritt –, die innere Dynamik einer mündlichen Kultur zu verstehen. Wohl sei Wolf imstande gewesen, die Umrisse dieser Dynamik zu erkennen, nicht aber dazu, ihr als Folge hieraus eine interne Kohärenz und Gültigkeit zuzugestehen, die derjenigen der schriftlichen Kultur hätte gleichkommen können.

In diesem Beitrag werde ich mich auf Nietzsches Kritik an Friedrich August Wolf konzentrieren. Wolf ist zweifellos der klassische Philologe, mit dem sich Nietzsche im Laufe seines Lebens am meisten auseinandergesetzt hat. In den Notizen für die unveröffentlichte *Unzeitgemäße Betrachtung* „Wir Philologen“ setzt Nietzsche Wolf gegen die zeitgenössische philologische Tradition ein, indem er gegen ihren Niedergang die Karte der höchsten Ansprüche des brillanten Vaters der Disziplin ausspielt (vgl. Santini 2018). Auch in Bezug auf die homerische Frage stellt Nietzsche Wolf gegen Wolf selbst: Er folgt den Vorschriften von dessen Methode mit äußerster Konsequenz, um schließlich aufzuzeigen, wie der Philologe gegen die von ihm selbst erlassenen methodischen Gesetze verstößt. Nietzsche hebt die blinden Flecken in Wolfs Interpretation hervor und zeigt die Reibung zwischen einer durch die Schrift geprägten Vorstellung vom Werk der Komposition einerseits, der Anerkennung des wirklichen Potenzials einer mündlichen Kultur andererseits. Dazu gebraucht Nietzsche ein eher ungewöhnliches kritisches Werkzeug: Er bedient sich der Kritik an Wolf, die ein junger Philologe aus Kopenhagen, Frederick Nutzhorn, geübt hatte. Nutzhorns kritischer Kommentar (1869) zu Wolfs *Prolegomena* mag in mancher Hinsicht unreif sein, was die Anerkennung seine Brillanz jedoch nur unwesentlich schmälert. Dieser kurze Exkurs zur intellektuellen Mikrogeschichte eines kleinen Kapitels der Debatte über die homerische Frage wird, wie ich hoffe, zentrale Aspekte dieser *Querelle* hervorheben und uns helfen, das ‚Vorurteil‘ der klassischen Philologen gegenüber der Oralität klarer zu verstehen.

2 Um nur einige der bedeutendsten zu nennen: Havelock 1981; 1986; Lord 1960; Ong 1982.

3 Die zwei Traditionen

Traditionell gelten Friedrich August Wolfs *Prolegomena ad Homerum* als Geburtsstunde der modernen homerischen Frage. Tatsächlich basierte Wolfs Arbeit inhaltlich auf früheren Studien und die homerische Frage selbst war keine neue Frage in der Geschichte der abendländischen Kultur zur Zeit Wolfs. Seine Originalität ist vielmehr eine Frage der Form und manifestiert sich in der Klarheit seines Urteils sowie in seiner Fähigkeit, die Ergebnisse der bisherigen Forschung und die verschiedenen Verfahren zu systematisieren, indem er eine einzigartige Methode der kritischen Untersuchung etabliert. Wie Immanuel Kant für die Philosophie, so hinterfragt Friedrich August Wolf für die Philologie erstmals systematisch die Bedingungen der Möglichkeit des kritischen Studiums der homerischen Gedichte: die Instrumente, Methoden und Grenzen der kritischen Praxis, die sich mit diesen Meisterwerken der Antike befasst. Diese Methode stützt sich auf die Überprüfung von Quellen als Voraussetzung für die Konstitution eines Textes, der dem Original so nahe wie möglich sein sollte:

Diese Methode bietet sicherlich Platz für das Talent und die Kunst der Konjektur, aber da die Glaubwürdigkeit eines jeden antiken Textes ganz auf der Reinheit seiner Quellen beruht, müssen wir vor allem – und dies können wir kaum ohne Talent tun – danach streben, die Eigenschaften und den individuellen Charakter der Quellen zu untersuchen, aus denen der Text eines jeden Schriftstellers stammt. (Wolf 1795, I, S. 5)³

Für diese Methode und ihre theoretischen Prämissen stellen die homerischen Gedichte einen höchst problematischen Fall dar. Die Gründe für diese methodischen Zweifel werden von Wolf klar herausgehoben. Er unterscheidet zwei konstitutiv verschiedene Momente der Überlieferung der Gedichte: eine schriftliche Tradition, die vermutlich von Peisistratos und der legendären Transkription der Gedichte ausgeht, und eine dieser vorausgehenden mündlichen Tradition, deren Wurzeln bis ins 8. und 7. Jahrhundert v. Chr. zurückreichen. Seiner eigenen Aussage nach – und diese Aussage ist es, die ich als das Diktat Wolfs bezeichne – kann seine Methode nur auf die schriftliche Tradition des Textes angewendet werden. Wolf kümmert sich daher um die Rekonstruktion der verschiedenen Versionen der Gedichte und der verschiedenen Phasen ihrer Bearbeitung in der griechischen wie auch in der lateinischen Welt und im Mittelalter. Natürlich ist in

3 „Hac in ratione tametsi ingenio et arti conjectandi minime locus deest, tamen quoniam omnis veteris scripturae fides ab incorruptis monumentis pendet, ante omnia est elaborandum, id quod fieri certe nequit sine ingenio, ut fontium, unde cuiusque scriptoris textus hauriatur, proprietates et singularem naturam scrutemur“ (Wolf 1795, I, S. 5).

Abwesenheit der ältesten Manuskripte auch diese Tradition nur schwer nachzuvollziehen. Umso chimärischer wird dann die Aussicht auf die Rekonstruktion eines potentiellen Urtextes der Gedichte.

Aber es entsteht hier ein noch gewichtigeres Problem. Da die schriftliche Tradition nicht den gesamten Übertragungsweg der Gedichte darstellt, sinken ihre Wurzeln in die Dunkelheit. Wann beginnt die schriftliche Tradition, und vor allem, wie beginnt sie? Wie viele und welche Traditionen haben sich in der Transkription von Peisistratos vereint? Und war sie die einzige Transkription? Die Antworten auf diese Fragen liegen alle jenseits der roten Linie, die die Grenze zur mündlichen Überlieferung der Gedichte markiert und die daher für Wolf und seine Methode nicht zu überschreiten ist. Aber diese Fragen zu beantworten ist in gewissem Sinne sowohl für Wolf als auch für Nietzsche unerlässlich, denn die Struktur der kritischen Arbeit am geschichtlich Überlieferten hängt von der richtigen Interpretation und Bewertung des *Vor-Geschichtlichen*, noch nicht der Schrift Anvertrauten ab. Genau hier befindet sich der Angelpunkt von Nietzsches Kritik an Wolf. Denn gerade der Autor, der mehr als jeder andere darauf bestanden hatte, die Grenzen der Legitimität der philologischen Tätigkeit zu definieren, äußerte sich ungern und nur dogmatisch zu dem Teil der Geschichte der Gedichte, über den man, wie er oft wiederholte, lediglich spekulieren konnte.

4 Die beiden homerischen Fragen

Die angeblichen Schwächen des Mediums der mündlichen Überlieferung seien, so Wolf, bereits für einen großen Teil der Inkonsistenzen verantwortlich, die die Festlegung eines Referenztextes für die homerischen Gedichte so schwierig machen. Wenn Wolfs Kritik bereits für ihre mündliche Überlieferung zutrifft, so dass deren Wechselfälle die Identität des Textes bedingen, so wird er auf der Grundlage dieser Untersuchung jedoch noch eine neue Frage in den Raum stellen. Diese erscheint zwar als direkte Folge der ersten, setzt aber in Wirklichkeit einen viel gewagteren theoretischen Sprung voraus. Es handelt sich um die Frage nach der tatsächlichen Existenz eines einzelnen Dichters, der die Gedichte komponiert hätte, kurz gesagt um den Zweifel an der Existenz Homers. Für den Nietzsche der *Antrittsvorlesung* sind die homerischen Gedichte und die Figur des Homer zwei Fragen, die sorgfältig voneinander getrennt zu halten sind, so dass die Antworten auf die jeweils eine Frage keineswegs in legitimer Weise auf die andere Frage übertragen werden können.

Der Schock in der intellektuellen Welt der damaligen Zeit, die Existenz Homers in Frage gestellt zu sehen, war enorm, und die Resonanz dieses Ereignisses ging weit über die Grenzen der Disziplin der Klassischen Philologie hinaus, wie

die berühmten Reaktionen von Schiller in dem Gedicht *Ilias* und von Goethe in *Homer wider Homer* zeigen.⁴ Wolf selbst war sich bewusst, dass seine These Gefahr lief, als eine Art Blasphemie beurteilt zu werden. So geschah es ja in der Tat: Es wurde von Gottlosigkeit und sogar von Vätermord gesprochen.

Einige Philosophen haben in alter Zeit den Lehrsatz aufgestellt, diese Vereinigung aller Dinge und Lebewesen im Weltall sei nicht aus dem göttlichen Geist und Walten hervorgegangen, sondern durch reinen Zufall sei sie entstanden und ausgestaltet. Hoffentlich wird mich niemand einer ähnlichen Verwegenheit beschuldigen, wenn ich, durch die Spuren einer kunstvollen Zusammenfügung und durch andre gewichtige Gründe dazu veranlasst, behaupte, dass Homer nicht der Schöpfer der sämtlichen Bestandteile seiner Dichtung, sondern dass dieser kunstvolle Aufbau erst das Werk späterer Jahrhunderte sei. (Wolf 1908, XXXI, S. 153–154)⁵

Wie Anthony Grafton und Glenn Most, Herausgeber der englischen Ausgabe der *Prolegomena*, feststellen, stand Wolf vor einem Dilemma: „either save Homer as a poet and destroy the *Iliad* as a text, or save the text as history and destroy the poet as its author“ (Wolf 1988, S. 131).

So hätte Wolf gerettet, was er beurteilen konnte: den Text der Gedichte. Was sich dagegen seiner Prüfung entzog – der Prozess der Komposition und die Autorschaft von Homer, die jenseits der roten Linie seiner Methode lag – hat er allerdings inkonsistent beurteilt. Wolfs Entscheidung, Homers Existenz zu leugnen, ist ein Akt, der über seine Methode hinausgeht, ein nicht überprüfbares Postulat. Nicht anders hatte sich ein anderer berühmter, aber weniger vorsichtiger Kritiker der homerischen *Querelle*, der Abbé d’Aubignac verhalten, der ohne methodologische Überlegungen und mit viel weniger Skrupeln zu den gleichen Schlussfolgerungen kam. Zwar war sich auch d’Aubignac des allgemeinen Anathemas bewusst und hielt die Frage nach der Person Homers für faktisch unerreichbar und damit für irrelevant. Tatsächlich zögerte er aber nicht, die Existenz des

4 Vgl. „Immer zerreiet den Kranz des Homer und zhlet die Vter / Des vollendeten ewigen Werks! / Hat es doch eine Mutter nur und die Zge der Mutter, / Deine unsterblichen Zge, Natur!“ (Schiller 2004, S. 251); „Scharfsinnig habt ihr, wie ihr seid, / Von aller Verehrung uns befreit, / Und wir bekannten berfrei, / Da *Ilias* nur ein Flickwerk sei. / Mg unser Abfall niemand krnken; / Denn Jugend wei uns zu entznden, / Da wir ihn lieber als Ganzes denken, / Als Ganzes freudig ihn empfinden“ (Goethe 1887–1919, S. 159).

5 „Fuerunt aliquando philosophi, qui hanc omnium rerum corporum compagem et universitatem non mente numineque divino factam, sed forte et casu natam atque concretam esse statuerent. Non metuo, ne quis me similis temeritatis accuset, quum vestigiis artificiosae compagis et aliis gravibus causis adducar, ut Homerum non universonum quasi corporum suorum opificem esse, sed hanc artem et structuram posterioribus saeculis inditam putem“ (Wolf 1795, XXXI, S. 134).

Dichters zu leugnen, indem er seine Inexistenz aus der Inkonsistenz und Unzulänglichkeit der Gedichte selbst deduzierte:

Il ne faut donc pas s'étonner si l'on s'élève contre moi, si j'entreprends de traiter un sujet qui semble contredire tous les auteurs & même les plus fameux, qui ont écrit depuis plus de deux mil ans. Ils ont tous regardé comme un chef d'œuvre les poésies qui portent le nom d'Homère, & moi je prétends qu'à les bien prendre, ils sont tous remplis de faiblesses & de fautes contre le bon sens. [...] On peut soutenir qu'Homère n'était pas un bon poète & que même il n'a jamais été. (d'Aubignac 1715, S. 4–6)

Wolfs theoretischer Sprung wird vielleicht weniger riskant erscheinen, wenn man bedenkt, dass die ‚Homer‘-Frage, sofern sie den historischen Homer – wie für d'Aubignac – oder die Persönlichkeit Homers – wie für Nietzsche – betrifft, völlig irrelevant war. Für Wolf bedeutet das Wort ‚Homer‘ die *kompositorische Einheit* der Gedichte, die Idee hinter ihrer Komposition, die ihr Form, Kohärenz und Gliederung verleiht. Indem Wolf Homer leugnete, leugnete er all dies. Wolfs Kritik ist und bleibt im Wesentlichen eine Kritik an den homerischen Gedichten, und Wolfs wahrer Vätermord besteht in der Leugnung, dass hinter ihnen ein echtes künstlerisches Projekt stand. Unter den vielen Kritiken an Wolf interessiert uns hier besonders diejenige, die von Nietzsche privilegiert wird. Sie stellt die Legitimität des theoretischen Sprungs beziehungsweise seine logische Schlüssigkeit in Frage – den Gedanken also, dass aus der Textkritik an den Gedichten und ihrer Überlieferung, Hypothesen über die Inkonsistenz des Prozesses ihrer Verfassung und damit über die Inexistenz ihren Autor abgeleitet werden können.

5 Ein Ausflug in die Intellektualgeschichte

Dass die Frage nach den Gedichten und diejenige nach dem Autor unabhängig voneinander behandelt werden sollten, ist die interessanteste These, die Friedrich Nietzsche 1869 in seiner berühmten Antrittsvorlesung an der Universität Basel, *Homer und die klassische Philologie* (HkP, KGW II/1, S. 253), sowie in den Abschnitten zur homerischen Frage in den *Vorlesungen über die Geschichte der griechischen Literatur* (GGL, KGW II/5, S. 41, 294) verteidigt. Um den *Status Quaestionis* zu dokumentieren, hatte Nietzsche einige Texte verwendet, die wir als Meta-Handbücher oder geistesgeschichtliche Handbücher – eine Gattung, die sich erst im 19. Jahrhunderts explizit herausbildete – bezeichnen können. Unter den Büchern, die Nietzsches Auseinandersetzung mit der Geschichte der homerischen Frage am entscheidendsten beeinflussen, sind die *Geschichte und Kritik der Wolfschen Prolegomena* (1874) von Richard Volkmann und vor allem *Die Entstehungsweise der homerischen Gedichte* (1869) von Frederik Nutzhorn (1834–

1866),⁶ aus dem Nietzsche später mehrmals große Auszüge für seine Vorlesungen entnimmt. Bemerkenswert ist die Tatsache, dass Nietzsche bei der Zitierung von Wolfs *Prolegomena* nie die originale lateinische, sondern einige ins Deutsche übersetzte Passagen verwendet, die in Nutzorns Buch zu finden sind. Bekanntlich wurde eine deutsche Übersetzung der *Prolegomena* erst 1908 veröffentlicht (vgl. Wolf 1908).

Aber werfen wir einen Blick auf diese Nebenfigur der Homerischen *Querelle*, die, da bin ich mir sicher, Überraschungen enthüllen wird. Wer war Frederik Nutzorn? Der junge Kopenhagener Philologe war ein großer Freund des Philosophen Georges Brandes (1842–1927) – ein Name, der in der Nietzsche-Forschung wohlbekannt ist – sowie von Julius Lange (1838–1896), mit denen er in seiner Studienzeit einen Kulturkreis, eine kulturelle Brüderschaft gegründet hatte. 1863 hatte Frederik Nutzorn seine Doktorarbeit unter der Leitung des berühmten dänischen Philologen Johann Nicolai Madvig (1804–1886)⁷ mit einer Kritik an Wolfs *Prolegomena* verteidigt, die zunächst auf Dänisch veröffentlicht wurde (vgl. Nutzorn 1863). Der tragische Typhustod des jungen Mannes im Alter von 31 Jahren während einer Studienreise nach Venedig (irritierend ist im Übrigen die Parallele zum Schicksal eines weiteren jungen und brillanten Homer-Spezialisten, Milman Parry, der im Alter von 33 Jahren starb) überzeugte seinen Lehrer Madvig von der Notwendigkeit, die deutsche Version seines Werkes zu überarbeiten und zu veröffentlichen. Diese 1869 im Teubner-Verlag erschienene Version ist das Buch, das Nietzsche in den Händen hielt. Wenn das *Fatum libellorum* oft umstritten ist, so lässt sich das Schicksal der Geistesgeschichte noch weniger vorsehen. Hätte Georges Brandes, Ende des Jahrhunderts einer der leidenschaftlichsten Bewunderer Friedrich Nietzsches, übrigens nur vermuten können, wie entscheidend der Einfluss des Buches seines jungen Gefährten auf den damals noch jungen Nietzsche gewesen war, hätte er sich sicherlich gefreut.

Nutzorns Werk hat die Vor- und Nachteile einer *opera prima*: Intelligenz, Intuition und kritischer Scharfsinn, aber auch eine gewisse Eile, ganz undiplomatisch die Thesen anderer Wissenschaftler herauszufordern und die eigenen zu formulieren. So erinnert an ihn sein Meister Madvig in seiner Einführung in die deutsche Ausgabe:

Indem ich daher einerseits durch das Niederschreiben dieser Zeilen der Pietät gegen das Andenken eines lieben und vermissten Schülers und jüngeren Freundes genüge, den ich als kräftigen academischen Mitarbeiter zu sehen erwartet, erfülle ich andererseits schlichthin

⁶ Beide Werke sind in Nietzsches persönlicher Bibliothek zu finden.

⁷ Nietzsche hatte in der Basler Bibliothek folgende Werke von Madvig entliehen: Madvig 1834–1842 am 4. Mai 1870 entliehen; Madvig 1871 am 19. Juni 1971, S. Crescenzi, 1994.

meine Pflicht, indem ich was die Grundbetrachtung und Totalauffassung des behandelten Gegenstandes angeht, mich selbst den Angriffen gegenüberstelle, denen Nutzhorn um so weniger entgehen wird, da er seine Meinung so kühn und ohne Vorbehalt ausspricht und gegen die er selbst seine Arbeit nicht verteidigen kann. (Nutzhorn 1869, Vorwort von Madvig, S. VI)

Aber gerade dieser entschiedene und undiplomatische Charakter – der den jungen Nietzsche fasziniert hat – bewährte sich in hohem Maße in der Auseinandersetzung mit dem Meisterwerk Wolfs.

Wie ich bereits erwähnt habe, waren es nicht nur die argumentative Struktur, sondern die Rhetorik und der formale Ansatz, die Wolfs Werk zu einem *Bestseller* seiner Zeit machten. Doch Anthony Grafton bemerkt, dass zwischen den Zeilen dieses Textes, der so entschieden und mit scheinbar unbestreitbarer Argumentation auftritt, Wolf selbst

took great care not to write his exact results into the book. Wherever possible, he stated his meaning by negation or approximation. [...] And above all, he refused to give definite answer to the main Homeric questions, even though he liked at times to pretend he had them. These evasive qualities did not escape his admirers. But they did not make them cause for censure. (Wolf 1988, Introduction of Grafton, S. 33)

Nutzhorn dagegen scheut sich nicht, mit der rücksichtslosen Sicherheit des jungen Gelehrten seine Kritik am Kanon der *Prolegomena* auszusprechen. Auf jede unentschiedene Stelle Wolfs antwortet er mit drängenden Fragen, die Nietzsche unterstreichen wird, indem er sehr kurze Ausrufe und Konsensnotizen in das Argument einwirft. Nutzhorns Absicht ist es gar nicht in erster Linie, Wolf zu widersprechen, sondern vielmehr, die Lücken in seiner Argumentation aufzuzeigen und neue Räume für die Reflexion zu öffnen. Im Gegensatz zu Wolfs ununterbrochener Argumentation, die eine Rhetorik *a contrario* und Argumente *e silentio* vorzieht, wendet sich Nutzhorn einer Argumentation zu, die beständig neue Weggabelungen für die Fortführung des Gedankens aufzeigt und es somit unmöglich macht, eine dogmatische Position einzunehmen.

6 Das Paradoxon der Arche

Ein Kernpunkt von Nutzhorns Kritik, den Nietzsche aufgreifen wird, liegt in der Frage nach der mündlichen Überlieferung der homerischen Gedichte und nach den Schlussfolgerungen, die Wolf daraus zieht, um die kompositorische Einheit der Gedichte und damit die Existenz eines einzigen Autors Homer zu leugnen. Wolf sagte von der *Ilias* und der *Odyssee*: „[S]o würden sie doch einem großen

Schiffe ähnlich sein, das jemand in der Kindheit der Schifffahrt mitten auf dem festen Lande gebaut hätte, ohne Walzen und Maschinen zu haben, um es ins Wasser zu schieben, wo es seine Brauchbarkeit zeigen könnte“ (Nutzhorn 1869, S. 83)⁸. Er dachte über den Mangel an modernen literarischen Mitteln, einschließlich des Schreibens, zum Zeitpunkt der Verbreitung der Gedichte nach. Unter diesen Umständen behauptete Wolf: „Das hätte Homer nicht ausführen können ‚mit zehn Zungen, mit einer eisernen Stimme und mit ehernen Lungen‘, hierzu hätte er auch Griffel und Schreibtafeln haben müssen“ (Wolf 1908, XXVI, S. 139).⁹ Da das Schreiben, wenn auch im Gebrauch, so doch noch nicht weit verbreitet war, hätte die Komposition so langer und artikulierter Gedichte (noch mehr als ihre Rezitation) durch ein einzelnes Individuum eine solche Gedächtniskapazität und eine solche Übersicht (um nicht von einer außergewöhnliche Stimme zu reden) erfordert, die für niemanden und zu keiner Zeit vorstellbar ist. Mit diesem Argument des ‚ Mangels der übrigen günstigen Umstände‘ (in *ceterarum opportunitatum penuria*) könne es nicht anders als absurd erscheinen, die homerischen Gedichte für zusammenhängende Kompositionen eines einzelnen Autors zu halten.

Das Argument der Unmöglichkeit wird von Wolf bekräftigt und von Nutzhorn und Nietzsche gleichermaßen berücksichtigt, besonders aus dem Blickwinkel des Publikums, das aufgerufen ist, die Gedichte zu genießen. Lesen wir zuerst Nutzorns deutsche Übersetzung der Wolfschen Stelle:

Es wäre dagegen undenkbar, dass jemand eine Vorstellung geben wollte ohne Zuschauer zu haben, oder dass er ein solches Beispiel zu einer Länge von mehr als 15,000 Versen heranwachsen ließe. In ähnlicher Weise kann ich mir nicht denken, wie es Homer einfallen konnte ein so langes und verschlungenes Gedicht zu verfassen, wenn er keine Leser hatte. Ich sage hier noch einmal, was ich schon gesagt habe; aber man muss dieses ‚non posse‘ immer wiederholen, das so tief in der menschlichen Natur begründet und eine so feste Stütze für unsere Behauptung ist, dass die Schwierigkeiten, woran sie vielleicht in anderen Beziehungen leidet, niemanden anfechten dürfen, es sei denn dass dieses ‚non posse‘ beseitigt werde. (Nutzhorn 1869, S. 83, Herv. v. Verf.)

⁸ N.B. Ich zitiere hier einige Zeile Wolfs, deren Übersetzung in der deutschen Fassung des Werks Nutzorns 1869 zu lesen ist. Diese Übersetzung wird von Nietzsche selbst in GGL, KGW II/5, S. 42, S. 294 zitiert. Das Original auf Lateinisch lautet: „similes illae fuissent ingenti navigio, quod quis in prima ruditate navigationis fabricatus in loco mediterraneo, machinis et phalangis ad protrudendum, atque adeo mari careret, in quo experimentum suae artis capere“ (Wolf 1795, XXVI, S. 112).

⁹ „Id Homerus efficere non potuisset decem linguis, ferrea voce et aeveis lateribus; hic ipsi graphium opus erat et tabulae“ (Wolf 1795, XXVI, S. 166). Das Zitat im Text ist aus Hom. *Il.*, II, S. 489–490.

Es ist interessant, hier die verschiedenen Versionen des letzten Teils des Wolf-Zitats zu vergleichen, wie wir sie im lateinischen Original und in der deutschen Übersetzung von 1908 lesen: „Saepius eadem repeto: sed identitem repetendum est, illud **posse**, cuius ex ipsa humana natura vis tanta est et firmamentum causae nostrae, ut nisi illud tollatur, nemo aliis difficultatibus, quibus ea fortasse laborat plurimis, angi et sollicitari debeat“ (Wolf 1795, XXVI, S. 113, Herv. v. Verf.). Und:

Ich wiederhole öfter dasselbe: aber immer aufs neue muss jenes Wort ‚**können**‘ wiederholt werden, dessen Bedeutung auf Grund der Menschennatur selbst so gewaltig ist und den Stützpunkt meines ganzen Beweises bildet, so dass – falls nicht etwa dieser beseitigt wird – niemand an den andern Schwierigkeiten, an denen mein Beweis vielleicht noch in hohem Maße krankt, Anstoß und Ärgernis zu nehmen braucht. (Wolf 1908, XXVI, S. 140, Herv. v. Verf.)

Abgesehen von den vielen Unterschieden in der Übersetzung ist es offensichtlich, wie das Wolfsche *posse* in Nutzhorns Übersetzung explizit zu einem *non posse* wird. Aber dieses *posse* der lateinischen Version wird von Nutzhorn zu Recht als ein rhetorisches *posse* interpretiert, also in Wirklichkeit als ein implizites *non posse*, das eine einseitige Perspektive bejaht, wenn dies auch durch viele Vorichtsmaßnahmen verdeckt wird.

7 Aus den Wäldern Galliens zu den Zellen des Spielbergs

Wolfs skeptische Haltung gegenüber der Komposition der Gedichte beruhte auf einer doppelten Beobachtung. Auf der einen Seite stellte er die Bedingungen für die Möglichkeit der Konzeption und Produktion der Gedichte in Frage und ließ daraus das Problem des Autors folgen. Andererseits wandte sich Wolf mit seiner Kritik der Rezeption und Übertragung zu, also dem Problem des Publikums der homerischen Gedichte und insbesondere dem Spezialfall der *didaskalia*, d. h. der Frage, wie die Gedichte in einem Regime der Oralität gelehrt und gelernt und auf diese Weise jahrhundertlang übertragen wurden. Laut Nutzhorn ergeben sich all diese Fragen und Zweifel paradoxerweise aus der Tatsache, dass Wolf den von ihm selbst eingeschlagenen Weg nicht bis zum Ende gehen wollte, indem er als erster die mündliche Vorgeschichte der Tradition der Gedichte in Frage stellte.

Das erste Argument, das Nutzhorn zu widerlegen gedenkt, ist das des ‚Mangels der Umstände‘, oder, um eine Formel zu verwenden, die berühmt geworden ist, das Problem der Notwendigkeit, einen Schriftsteller Homer zu postulieren. Dass es zum Zeitpunkt der Komposition der Gedichte keine Schrift gab oder ihr

Gebrauch zumindest nicht verbreitet war, ist für Nutzhorn wie für Nietzsche kein Argument, das hinreichen würde, um die Unmöglichkeit der Komposition der Gedichte in derjenigen Form (oder zumindest in einer vergleichbaren Form) nachzuweisen, in der sie überliefert wurden. Die mnemonischen Strukturen, auf denen eine mündliche Zivilisation wie diejenige des archaischen Griechenlands basiert, waren so hochentwickelt, ihre Anwendung so weit verbreitet, dass Gedächtnisleistungen, die uns heute titanisch vorkommen, damals als geradezu alltäglich erscheinen konnten.

Darüber hinaus hat die große Verbreitung der Schrift in der griechischen Geschichte, wie Nietzsche in seinen *Vorlesungen über die Geschichte der griechischen Literatur* (KGW II/5, S. 1–2) gezeigt hat, keineswegs die Rezitation verdrängt. Im Gegenteil behielt die mündliche Darbietung ihre hegemoniale Rolle in der griechischen Gesellschaft bis in die späte Zeit bei. Dieses *qualitative* Argument hebt hervor, wie bedeutend die mündliche Dimension für die antike Literatur durchweg blieb und welch hohen Entwicklungsstand der mnemonischen Techniken wir in unserer Interpretation der Antike annehmen müssen. An dieses Argument anschließend bestreitet Nutzhorn das *quantitative* Argument von Wolf. Die außerordentliche Länge der Gedichte sei kein hinreichendes Argument, um an der Möglichkeit zu zweifeln, sie auswendig zu lernen. Nicht nur in der Antike, sondern auch heute noch ist das Auswendiglernen der homerischen Gedichte keine Aufgabe, die die Möglichkeiten des Menschen überstiege. Sie setzt nicht einmal ein Ausnahmetalent voraus, sondern ist einfach von gut trainierten Gelehrten zu bewältigen.

Aber Wolf hat insofern Recht, dass es nicht nur ein Problem sein kann, die Gedichte auswendig zu lernen, sondern vielmehr, sie in ihrer Länge und Komplexität ohne Hilfe von Papier und Stift zu komponieren. Aber auch hier kann Nutzhorn moderne Beispiele vorlegen, die die Möglichkeit solcher Leistungen noch heute bestätigen:

Die österreichische Regierung hat, ohne es zu wissen, einen guten Beitrag zu der Beurteilung dessen gegeben, wie viel ein Dichter ohne Hülfe der Schrift verfassen und im Gedächtnis behalten kann. Unter den vielen Italienern, die in den zwanziger und dreißiger Jahren in den einsamen Zellen auf Schloss Spielberg eingesperrt waren, fanden sich zwei Dichter, Silvio Pellico und [Piero] Maroncelli. Als der Gesundheitszustand der Gefangenen es notwendig machte zwei und zwei bei einander zu lassen, damit sie einander in Krankheitsfällen gegenseitig behilflich sein könnten, wurden die beiden Dichter mit einander eingesperrt. „Maroncelli hatte in seinem unterirdischen Loche viele Verse von großer Schönheit gedichtet. Diese trug er mir vor und dichtete noch andere. Auch ich dichtete und trug ihm vor. Unser Gedächtnis übte sich dadurch, und wunderbar war die Fertigkeit, die wir gewannen, lange Stücke auswendig zu dichten, sie unzählige Male zu feilen und wieder zu feilen und sie zu derselben Glätte und Abrundung zu bringen, die wir durch Schreiben hätten erreichen können. So dichtete Maroncelli nach und nach mehrere Tausende lyrische und epische Verse

und behielt sie im Gedächtnis. Ich verfasste die Tragödie *Leoniero da Dortona* und verschiedene andere Dichtungen“ (Nutzhorn 1869, S. 81, FN 1)¹⁰

Der Fall Pellico/Maroncelli, zwei sehr gebildete Italiener, die 10 Jahre in Isolation, allein mit ihren eigenen Gedanken, in einer Zelle mit sehr wenigen Büchern eingesperrt waren, ohne das Recht, über Papier und Stift zu verfügen, ist ein gutes Beispiel dafür, wie man den zweiten Teil des Wolfschen Arguments angehen kann, das Problem der *didaskalia*.

Das Problem der *didaskalia*, ein zentrales Thema bei Wolf, dem die Forschung meines Wissens noch nicht genügend Bedeutung beigemessen hat, richtet sich auf die Komposition und Weitergabe der Gedichte. Der Begriff bedeutet in der Tat die Praxis des Lehrens und Lernens epischer Werke in Schulen von *Aoidoi* und später bei den Rhapsoden. Die Probleme der Erinnerung nehmen im Falle der *didaskalia* exponentiell zu. So lange Gedichte zu rezitieren ist eine Sache, eine andere, sie ständig vor einem oder mehreren Schülern zu wiederholen, die sie auf diese Weise lernen müssen. Aber auch die Schulen der Minnesänger und Meistersinger, die Nietzsche bekannt sind, und ferner die Tradition der Skalden, die der Däne Nutzhorn gewiss im Sinn haben musste, bieten gute Beispiele für die effektive Bewältigung und Weitergabe von großen und komplexen poetischen Traditionen, die den griechischen Schulen der *Aoidoi* ähnlich sind. Nutzhorn erwähnt insbesondere die druidischen Schulen, von denen Caesar in *De bello Gallico* spricht:

[Die Druiden, C.S.] müssen dann eine Menge Verse auswendig lernen, weshalb manche sogar zwanzig Jahre in dieser Schule zubringen. Sie halten es nämlich nicht für erlaubt, solche Dinge schriftlich zu verzeichnen, während sie sich in anderen Sachen und Geschäften des Staates und der einzelnen der griechischen Schrift bedienen. Dies geschieht, wie ich glaube, aus zwei Gründen: einmal, weil sie verhindern wollen, dass ihre Lehre unter das Volk kommt; und dann, damit nicht ihre Jünger, wenn sie sich auf das Geschriebene verlassen können, weniger Sorgfalt auf das Gedächtnis verwenden; denn die meisten Menschen vernachlässigen im Vertrauen auf das Geschriebene das sorgfältige Auswendiglernen und das Gedächtnis. (Caes., *De Bello Gallico*, 6)

10 Das Zitat im Text ist von Pellico 1832, LXXV, S. 260: „Maroncelli nel suo sotterraneo avea composti molti versi d'una gran bellezza. Me li andava recitando, e ne componeva altri. Io pure ne componeva e li recitava. E la nostra memoria esercitavasi a ritenere tutto ciò. Mirabile fu la capacità che acquistammo di poetare lunghe produzioni a memoria, limarle e tornarle a limare infinite volte, e ridurle a quel segno medesimo di possibile finitezza che avremmo ottenuto scrivendole. Maroncelli compose così, a poco a poco, e ritenne in mente parecchie migliaia di versi lirici ed epici. Io feci la tragedia di Leoniero da Dertona e varie altre cose“.

Es sei hier übrigens auf das Wiederauftreten des bekannten platonischen Vorurteils des Mythos von Theuth im *Phaidros* gegen das Schreiben hingewiesen, der hier in gewisser Weise das für die literarischen Kulturen typische Vorurteil gegen die Mündlichkeit perfekt widerspiegelt.

8 Die Arche Homers im Meer der mündlichen Poesie

Neben den bisher genannten Problemen der Komposition, der Erinnerung und der Weitergabe gibt es auch das Problem der Rezeption. Nietzsche, wie Nutzhorn, erkennt Wolf den Verdienst zu, als Erster die Frage nach dem Publikum der Gedichte aufgeworfen zu haben. Er habe aber nicht den Mut gehabt, seiner Intuition bis zum Ende zu folgen. Wolfs oben genanntes Paradoxon des Schiffes betrifft nicht nur den Mangel der Umstände (Walzen und Maschinen), sondern auch, dass das Meer nicht zu erkennen sei, in dem ein solches Artefakt seine Nützlichkeit hätte beweisen können. Das Meer, in dem das Schiff der homerischen Gedichte hätte auslaufen sollen, ist das seines Publikums. Das Publikum der homerischen Gedichte ist für Wolf eine leere Chimäre. Nur ein Publikum von Lesern konnte tatsächlich genügend Geduld und Konzentration aufbringen, um die Gesamtheit der Gedichte zu rezipieren – und sicherlich nicht ein Publikum von Hörern und Zuschauern. Wolf stützt sich hier auf die Überlegung, dass die Rezitation der Gedichte nur in Abschnitten zu leisten war, dass aber das Publikum der Rezitation seine Konzentration nicht über mehrere Tage aufrechterhalten konnte. Da ein Publikum von *Lesern* damals nicht existieren konnte, erscheint das Schiff der Gedichte, als wäre es mitten auf dem Land gebaut worden, und somit als Widerspruch, als Anachronismus, als faktische Unmöglichkeit.

Dieses prächtige Bild einer neuen Arche Noah, die in der Mitte des Festlandes steht und deren unmöglichen Existenz ein Skandal ist, scheint jedoch über die Absichten Wolfs hinauszuschießen und sich gegen seine eigenen Schlüsse zu wenden. Es genügt, an das Schicksal derer zu denken, die über die alte Arche lachten und ihren Nutzen nicht verstanden. Wenn wir Wolfs Argument umkehren und Noah vertrauen, können wir vermuten, dass eine Arche mitten auf dem Land kein Beweis für den Wahnsinn des Erbauers ist, sondern für die Tatsache, dass an derselben Stelle vielleicht einmal das Meer war. Es genügt, die Perspektive umzukehren, und das rhetorische *posse* (in der Tat ein *non posse*) wird wieder zu einer offenen und vollgültigen Möglichkeit. Wenn die Gedichte in dieser Form übertragen wurden, kann das durchaus den Schluss fordern, dass sie ein eigenes Publikum hatten.

Nutzhorn versucht daher, sich fast unmerklich in das Argument Wolfs einzufügen, dem er sich keineswegs offen widersetzt. Stattdessen paraphrasiert er es beinahe. Und doch erscheint plötzlich das Meer unter der Arche Wolfs:

Die epische Erzählung mit ihrer breiten, weitläufigen Anlage und den vielen lose verbundenen Episoden ist wie ein großes, aber nur lose zusammengefügtes Schiff, das auf ruhiger See in stillem Wetter gut genug sein mag; auf dem wogenden Meere der Volksversammlung aber fällt sie in lauter Bruchstücke aus einander. Wie kann es dem Dichter einfallen ein solches Ganze zu konstruieren, wenn seine Zuhörer nur die Einzelheiten fassen können. (Nutzhorn 1869, S. 84)

Das letzte Zitat benutzt Nietzsche in seinen *Vorlesungen über die Geschichte der Griechischen Literatur* (KGW II/5, S. 294), wo die Frage nach dem Publikum der Gedichte ausführlich diskutiert wird. Es geht hier nicht um die *Existenz* eines Publikums für die Gedichte. Denn die Tatsache, dass es solche Gedichte gibt, reicht aus, um zu beweisen, dass sie ein Publikum haben mussten. Die eigentliche Frage ist: Wann und in welcher Gestalt ist dieses Publikum zu finden?

Für Nutzhorn geht es im Grunde genommen darum, eine Antwort auf eine historisch-soziale Frage zu geben. Und das ist im Grunde die große Innovation, die Nietzsche selbst in die Basler Vorlesungen einbringt. Verglichen mit ihr könnten wir die Behandlung der homerischen Frage in der *Antrittsvorlesung* von 1869 stattdessen als historisch-kulturell oder ästhetisch einschätzen. Nietzsche beurteilte hier den Fortschritt in der Differenzierung eines Corpus homerischer Gedichte aus einem allgemeinen und undifferenzierten homerischen Hintergrund heraus als ein ästhetisches Urteil und, so könnte man sagen, als ein Ereignis in der Geschichte der Ästhetik. Das Publikum war hier ein generisches überhistorisches Gefäß, das erst im Laufe der griechischen Kulturgeschichte die volle Reife des Geschmacks erreicht, indem es die überlegene Qualität der *Ilias* und der *Odyssee* würdigt und diesen Gedichten als Preis die Würde der homerischen Autorenschaft zuerkennt.

Ein anderes, jedoch viel weniger raffiniert formuliertes ästhetisches Argument war von einem anderen berühmten Kritiker von Wolf, Friedrich Gottlieb Welcker, vorgebracht worden – ebenfalls einer von Nietzsches Referenzautoren (Welcker 1935, I, S. 398–399). Laut Welcker nützt Wolfs Überlegung nichts, dass kein Publikum imstande sein konnte, die Gedichte in ihrer vollen Form zu genießen. Selbst wenn diese Überlegung zuträfe, rechtfertigt sie erstens keineswegs die Annahme, der Autor der Gedichte habe seine Gedichte auf die Aufnahmefähigkeit des Publikums hin zugeschnitten. Zweitens ist es denkbar, dass ein Publikum die homerischen Gedichte auch dann in hohem Maße schätzte, wenn es sie nicht in vollem Ausmaß verstehen konnte. Auch ein Genuss, der aus unserer Perspektive fragmentarisch erscheint, könnte ja den Ruhm der homerischen Ge-

dichte mitbegründet haben. Schließlich könnte man einfach an einen posthumen Ruhm denken. Laut Nutzhorn hat der Einwand von Welcker jedoch den Fehler, eine zu moderne und elitäre Sichtweise einzunehmen, die seiner Meinung nach im historischen und kulturellen Kontext des antiken Griechenlands nicht zulässig wäre:

Man merkt, dass Welcker trotz seines Kunstsinnens doch sein Kunstverständnis aus den Museen erhalten hat, wo die Kunst nicht in der Weise zu ihrem Recht gelangen kann wie da, wo der Künstler gleich von Anfang weiß, wo sein Werk seinen Platz haben soll, unter welchen Verhältnissen es sich dem Publikum zeigen soll. In einem Museum lässt es sich denken, dass nur der Führer und wenige Eingeweihte den Standpunkt kennen, von welchem aus eine Statuengruppe gesehen werden muss. Was würde aber Welcker zu einem Altarbild sagen, das nur darauf berechnet wäre von irgend einem Winkel einer Empore aus gesehen zu werden, oder das eine Beleuchtung erforderte, die nur zu der Tageszeit vorhanden war, wenn die Kirche leer stand? (Nutzhorn 1869, S. 84 – 85)

Welckers elitäre Annahme, dass Kunst über den Umständen der Realität steht und nicht aufgrund dieser beurteilt oder in Frage gestellt werden sollte, ist nicht nur im Prinzip, sondern *de facto* falsch.

Auf ihrer höchsten Stufe will die Kunst unleugbar anderes und mehr geben, als was andere gegeben haben, und kann sich deshalb nicht mit den traditionellen Mitteln und Bedingungen begnügen; aber darum verbirgt sie doch diesen Inhalt nicht in einen abgelegenen Winkel, in welchem viel leicht einst in der Zukunft eine gleichgestimmte Seele ihn findet. Eben weil sie Kunst ist, will sie ans Tageslicht hervor, will sich offenbaren, und wo die überkommenen Mittel nicht ausreichen, schafft sie sich neue. Wo die herkömmlichen Kunststarten nicht befriedigen, ruft sie bisher ungekannte ins Leben, und geht somit den Hindernissen nicht aus dem Wege, sondern überwindet sie. (Nutzhorn 1869, S. 86)

Wie Nietzsche, der hierin von Nutzhorn gelernt hat, später sagen wird, hat jedes Kunstwerk sein eigenes Publikum, und wenn dieses Publikum noch nicht da ist, schafft ein Kunstwerk sein eigenes Publikum. Suchen Sie also nach dem Publikum, und Sie werden ein entsprechendes Kunstwerk finden. Nutzhorn sucht daher nach dem am besten geeigneten Publikum für die homerischen Gedichte und findet es in den um die Fürsten versammelten Gemeinschaften, in den archaischen Palästen, wo man am Abend, im Thronsaal, lange und ohne Hast dem Lied des Hof-Aoidos lauscht.

Die wichtigste Veränderung, die die homerischen Gedichte in den langen Jahrhunderten ihrer Überlieferung erfahren haben, ist genau diese soziale und politische Veränderung, die Griechenland von einer feudalen Gesellschaft zu populären und demokratischen Regierungssystemen geführt hat. In ihrem Lauf wurde allmählich die Geduld der dem Aoidos Abend für Abend treuen Zuhörer durch die ungeduldigen Zuschauer der großen Volksversammlungen ersetzt, die

keine Abschweifungen mochten, keine lange Erzählungen ertragen und schlichtweg beeindruckt sein wollten. Mit den Bedingungen für den Vortrag der Gedichte änderten sich auch der Stil und die Aufführungsweisen. Vom einzelnen Lied des Aoidos mit seiner Zither, der lange Auszüge aus den Gedichten rezitiert, verwandelt sich der Gesang bis hin zur Auflösung des Epos durch die Rhapsoden, die versuchen, den einzelnen Auszügen eine neue Autonomie zu verleihen. Endlich wird der Vortrag zur öffentlichen Deklamation, zur Dramatisierung auf der Bühne, die bereits die Geburt der Tragödie vorbereitet.

Fazit

Zum Schluss noch eine kurze Bilanz zu Nutzhorns Kritik an Wolf. In der Tat bestreitet Nutzhorn weder die Methode noch das Detail des Arguments der *Prolegomena*, sondern schlägt lediglich einen Perspektivenwechsel in der Annäherung an die homerischen Gedichte vor. Dieser Beitrag mag vielleicht vernachlässigbar erscheinen. Aber das ist er nicht, wenn man bedenkt, dass Wolfs *non posse* gegen die mündliche Tradition ein Urteil ohne Berufungsmöglichkeit verhängt hat, das, wie Madvig bemerkte, für alle nachfolgenden Studien entscheidend wurde:

Hieran schließt sich bei Wolf und bei Vielen nach ihm eine merkwürdige Umgehung von Erscheinungen in der Entwicklung der griechischen Literatur und Poesie, die größtenteils vor Peisistratos liegen und die auf die entschiedenste Weise das einheitliche Bestehen und Überkommen der homerischen Gedichte als großer Ganzen andeuten. (Nutzhorn 1869, S. VIII)

Man denke nur an die modernere *Querelle* von Gregory Nagy und Martin West über die *Ilias*-Ausgabe (West 1998; Nagy 2004). Wests Gedankengang ist zu demjenigen von Wolf symmetrisch. Wolf leugnete die Idee eines Schriftstellers Homers und verlegte die mündliche Tradition der Gedichte hinter die rote Linie seiner kritischen Methode. West dagegen postulierte die mögliche Existenz eines schriftlichen Textes der Gedichte vor Peisistratos, um seine kritische Arbeit auf der Suche nach dem Urtext zu legitimieren. Auf der anderen Seite sieht sich Gregory Nagy als Verteidiger der Rechte der mündlichen Überlieferung des Textes. Paradoxerweise ist er gezwungen, die Möglichkeit der kompositorischen Einheit in dieser prä-redaktionalen Phase zu leugnen. Für ihn gibt es zu jener Zeit eine homerische Poesie *als Gattung*, aus der die Formen der epischen Poesie, die wir heute kennen, entstanden sind, aber keine homerischen Gedichte in der Form, in der wir sie heute lesen.

Vergleicht man die alte und die neue *Querelle*, so sind die Rollen vertauscht. West will Wolfs Methode folgen, teilt sein Vorurteil gegen die mündliche Poesie,

glaubt aber weiterhin an die Einheit der Komposition der Gedichte. Aus diesem Grund postuliert West, im Gegensatz zu Wolf, die Existenz eines Textes vor der Peisistratischen Redaktion, weil er sonst keinen Zugang zum prähistorischen Zeitalter der Komposition der Gedichte annehmen könnte. Nagy hingegen folgt Parrys Lehre und erkennt die mündliche Dimension der Komposition an. Aber gerade deshalb ist er noch mehr in Übereinstimmung mit Wolf, dass eine einheitliche Komposition der Gedichte in dieser Phase nicht zu denken ist. Es ist daher klar, dass Wolfs Diktat immer noch die philologischen Traditionen von heute betrifft, sowohl die so genannte ‚oralistische‘ als auch die der Textkritik.

Tatsächlich waren die Positionen schon zu Wolfs Zeiten nicht so definiert. Wolfs eigentliches Problem ist nicht so sehr, das Potenzial der Instrumente einer mündlichen Kultur im Vergleich zu denen einer literarischen Kultur zuzugeben. Das Problem, so könnte man sagen, ist psychologischer Natur. Es liegt in der Schwierigkeit anzunehmen, dass eine solche Einheit, eine solche kompositorische Komplexität, wie die homerischen Gedichte in ihrem gegenwärtigen Zustand bezeugen, ganz am Anfang der griechischen Literatur entstehen konnte. Wenn Wolfs Problem psychologischer Natur ist, so verweist es doch noch mehr auf die Philosophie. Sein großer Gegner ist Aristoteles, der möglicherweise nicht die zuverlässigste, aber sicherlich die autoritativste der antiken Quellen ist. Aristoteles selbst hatte die Komposition der *Ilias* und der *Odyssee* und das göttliche und unnachahmliche Genie von Homer gelobt. Gegen Aristoteles, seine *Poetik* und die Kompositionsgesetze, die sowohl die moderne französische Dramaturgie als auch die dogmatische deutsche ästhetische Tradition (insbesondere Klopstock und Wieland) beeinflusst hatten, bekräftigte Wolf, dass Homer „kein Philosoph“ war:

Aber auch ihr Sänger selbst ist kein Philosoph gewesen, von dem sie erzählen, er habe seine so vortreffliche Kunst, die Grundidee der Handlung durch das Wirrsal von Episoden hindurchzuführen, sorgsam versteckt. Denn versteckt muss sie doch wohl sein, da außer Aristoteles und vor ihm nur sehr wenige alte Kritiker etwas davon gemerkt haben. (Wolf 1908, XXIX, S. 149)¹¹

Gegen diese Haltung gibt es noch Raum für diejenigen wie Nutzhorn und Madvig, die an die nordische Tradition der Barden dachten, oder wie Parry und Nagy, die die entscheidende Warnung wiederholen, dass vor Peisistratos viele literarische und ästhetische Phänomene aufgetreten sind, mit denen zu rechnen sich früher oder später lohnt. Die eigentliche homerische Frage ist eine philosophische Frage,

11 „At ne vates quidem ipse fuit philosophus, quem tantam artem summae actionis per ambages episodiorum volvendae abscondisse narrant. Nam absconditam illam esse oportet, quandoquidem praeter Aristotelem et antem eum paucissimis veterum suboluit“ (Wolf 1798, XXIX, S. 125).

denn sie entspringt aus dem Staunen über diese Werke, die zu schön sind, um authentisch zu sein, zu perfekt sind, um ursprünglich zu sein. Angesichts dieser Gedichte hat sich die ganze Menschheit in zwei Gruppen getrennt: Die eine, die blind an ihre Realität glaubt, und die andere, die mit vielen Argumenten, aber wenig Überzeugung ihre Unmöglichkeit darzulegen versucht. So notierte Nietzsche am Rande seiner *Vorlesungen über die Geschichte der Griechischen Literatur*, wo er von den homerischen Gedichten spricht: „Das Vollendete steht hier am Anfang: aber ist es Anfang?“ (GGL, KGW II/5, S. 36, FN 2).

Literaturverzeichnis

- Crescenzi, Luca (1994): „Verzeichnis der von Nietzsche aus der Universitätsbibliothek in Basel entlehnten Bücher (1869–1879)“. In: *Nietzsche Studien* 23, S. 388–442.
- d'Aubignac, Abbé/Hédelin, François (1715): *Conjectures académiques ou dissertation sur l'Iliade*. Paris.
- Goethe, Johann Wolfgang (1887–1919): „Homer wieder Homer“. In: *Goethes Werke III*. Weimar, S. 159.
- Havelock, Eric (1981): *The Literate Revolution in Greece and its Cultural Consequences*. Princeton, New Jersey.
- Havelock, Eric (1986): *The Muse Learns to Write: Reflections on Orality and Literacy from Antiquity to the Present*. New Haven.
- Lord, Albert (1960): *The Singer of Tales*. Cambridge.
- Madvig, Johann Nicolai (1834–1842): *Opuscula Academica*. Kopenhagen.
- Madvig, Johann Nicolai (1871): *Adversaria critica ad Scriptores Graecos et Latinos*. Kopenhagen.
- Nagy, Gregory (2004): „Homer's Text and Language“. http://nrs.harvard.edu/urn3:hul.ebook:CHS_Nagy.Homers_Text_and_Language.2004, besucht am 1. 8. 2020.
- Nutzhorn, Frederik (1863): *De homeriske digtes tiblivesmaade: Undersøgelser om den opløsende homerkritiks berettigelse*. København.
- Nutzhorn, Frederik (1869): *Die Entstehungsweise der homerischen Gedichte: Untersuchungen über die Berechtigung der auflösenden Homerkritik*. Leipzig.
- Ong, Walter J. (1982): *Orality and Literacy: The Technologizing of the Word*. London.
- Pellico, Silvio (1832): *Le mie prigioni*. Torino.
- Rousseau, Jean-Jacques (1780–1789): „Sur l'origine des langues“. In: *Collection complète des œuvres*. VIII. Genève.
- Santini, Carlotta (2012): „Nicht der Anfang, sondern das Ende. Friedrich Nietzsche und das Unbewusste in der Geschichte“. In: Claus Zittel (Hrsg.): *Nietzsches Philosophie des Unbewussten*. Berlin, S. 137–146.
- Santini, Carlotta (2014): „Die ‚atomistische Verflüchtigung‘ der Persönlichkeit Homers und die Rechte einer ‚literaturhistorischen Mythologie‘ der Alten“. In: Christian Benne, Enrico Müller (Hrsg.): *Ohnmacht des Subjekts, Macht der Persönlichkeit*. Basel, S. 385–396.
- Santini, Carlotta (Hrsg.) (2017): *Friedrich Nietzsche, Le cas Homère* einem Nachwort von Pierre Judet de La Combe. Paris.

- Santini, Carlotta (2018): „Friedrich Nietzsche in Basel: An apology for classical studies“. In: *Educational Philosophy and Theory* 50, n. 6–7, S. 672–681.
- Schiller, Friedrich (2004): „Ilias“. In: *Sämtliche Werke in fünf Bänden. I: Gedichte, Dramen*. München, S. 251.
- Volkmann, Richard (1874): *Geschichte und Kritik der Wolfschen Prolegomena zu Homer. Ein Beitrag zur Geschichte der Homerischen Frage*. Leipzig.
- Welcker, Friedrich Gottlieb (1935): *Der epische Zyklus oder die Homerischen Dichter*. Leipzig.
- West, Martin L. (1998): *Ilias*. Berlin, New York.
- Wolf, Friedrich August (1795): *Prolegomena ad Homerum, sive de operum Homericorum prisca et genuina forma variisque mutationibus et probabili ratione*. Halle.
- Wolf, Friedrich August (1908): *Prolegomena zu Homer*. Leipzig.
- Wolf, Friedrich August (1988): *Prolegomena to Homer*. Translated with introduction and notes by Anthony Grafton, Glenn W. Most and James E.G. Zetzel. Princeton.